

**Münchner ethnographische Schriften**  
Kulturwissenschaftlich-ethnologische Untersuchungen zu  
Alltagsgeschichte, Alltagskultur und Alltagswelten in Europa

Band 7

herausgegeben vom  
Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie  
der Ludwig-Maximilians-Universität München

**Arbeit in „neuen Zeiten“**  
Ethnografien und Reportagen zu Ein- und Aufbrüchen

Irene Götz, Birgit Huber, Piritta Kleiner (Hg.)



**VK\*EE** INSTITUT FÜR VOLKSKUNDE/  
EUROPÄISCHE ETHNOLOGIE  
Ludwigstr. 25  
80539 München  
[www.volkskunde.lmu.de](http://www.volkskunde.lmu.de)

 Herbert Utz Verlag · München

## Transformationsgewinner oder Transformationsverlierer? Wie Wirtschaftskrise und Flexibilitätsregimes auf Gestaltungschancen Einfluss nehmen – Zur Einführung

Irene Götz, Birgit Huber

Die 12 Beiträge dieses Bandes sind das Ergebnis eines Lernforschungsprojektes zu „Spätmodernen Arbeits- und Lebenswelten“.<sup>1</sup> Ziel des Projektes war es, Aspekte der Subjektivierung, Flexibilisierung und Entgrenzung von Arbeit und Leben (Voß 1998; Gottschall/Voß 2003) unter postfordistischen Bedingungen in konkreten Feldern mit einer ethnografischen Herangehensweise und besonderem Fokus auf die Akteursperspektiven auszuleuchten. Die Leitlinien der Einzelprojekte erarbeiteten sich die Studierenden der Europäischen Ethnologie selbst in einer intensiven Auseinandersetzung zum einen mit einschlägiger interdisziplinärer Forschungsliteratur zum Themenfeld der subjektivierten, postfordistischen Arbeit<sup>2</sup>, der Kultur des neuen Kapitalismus (Sennett 1998) und seines „Geistes“ (Boltanski; Chiapello 2003) sowie zu den Prekarisierungstendenzen, die mit der Umstrukturierung des Arbeitsmarktes einhergehen (Bourdieu 1998; Dörre 2007; Götz/Lemberger 2009). Zum anderen entwickelten sich die Fragestellungen und Forschungsbereiche aber vor allem im unmittelbaren Feldkontakt. Hier spürten die Ethnografinnen und Ethnografen den subjektiven Erfahrungs- und Bearbeitungsformen von sich wandelnden Berufsbildern, Tätigkeitsprofilen und (Geschlechter-)Rollen<sup>3</sup> einer Arbeitswelt nach, die sich gegenwärtig in vielerlei Hinsicht und aus unterschiedlichen Gründen radikal transformiert. Über mehrere Monate hinweg führten sie Interviews und Teilnehmende

- 1 Das dreisemestrige Projekt (SoSe 2008 bis SoSe 2009) am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München wurde von Irene Götz geleitet und des Weiteren von den Tutoren und Tutorinnen Barbara Lemberger, Piritta Kleiner und Andreas Schmidt mitbetreut. Birgit Huber stieg intensiv in die Konzeption des Bandes und das Lektorat der Beiträge ein.
- 2 Vergleiche zur Diskussion um eine „Subjektivierung von Arbeit“ unter anderem Moldaschl/Voß (2003), Schönberger/Springer (2003), Voß (2010). In den in vielerlei Hinsicht (räumlich, zeitlich, inhaltlich) entgrenzten Strukturen der Arbeit im Postfordismus erwächst die Notwendigkeit einer „aktiven“ Selbstorganisation betroffener Akteure mit begleitenden normativen Forderungen. Subjektive Potenziale wie Kreativität, Kommunikativität, Innovativität, Verantwortlichkeit werden verstärkt in den Arbeitsprozessen eingefordert. Subjektivierung von Arbeit meint, „dass Arbeitspersonen ihre Subjekteigenschaft, also die Fähigkeit, Subjekt ihrer selbst sein zu können und zu wollen, verstärkt anwenden müssen. Sie sollen die Bereitschaft und die Kompetenz zur aktiven Selbststeuerung in und für ihre Arbeit in erweiterter Form entwickeln und Betrieben als nutzbares Leistungspotenzial zur Verfügung stellen. Beides zusammen gesehen führt zu der [...] zugespitzten These, dass derzeit zunehmend ein nahezu totaler gesellschaftlicher Zugriff auf die Person der Arbeitenden zu beobachten ist: eine ‚totale Mobilmachung‘ von Arbeitskraft durch eine neue Qualität der ‚Menschenführung‘ (vgl. Bröckling 2000; 2007)“ (zitiert nach: Voß 2010).
- 3 Einzelne Beiträge fokussieren von Wandlungsprozessen gegenwärtig besonders betroffene Berufsbilder und Ausbildungsgänge, z.B. im Bereich der Altenpflege (Schwelger), des Friseurgewerbes (Braun) oder des Industriemechanikers (Höllmüller), aber auch der Hausfrau (Schmidt/Götz).

Beobachtungen in Feldern durch - in Agenturen und Arbeitsgemeinschaften, Büros und Betrieben, in sozialen Einrichtungen des ersten und so genannten „zweiten Arbeitsmarktes“ - in denen diese Transformationen besonders spürbar waren und in denen viele der dort Arbeitenden momentan mit einschneidenden lebenskritischen Ereignissen konfrontiert sind. So entstanden über eineinhalb Jahre hinweg *Ethnografien und Reportagen zu Ein- und Aufbrüchen* - ethnografierte Episoden, erzählte Lebensgeschichten und aus der Innensicht erfahrenen Szenarien. Sie machen deutlich, wie betriebliche Umstrukturierungen und Rationalisierungen sowie eine zunehmende Ökonomisierung und Prekarisierung der Verhältnisse weit über das rein Geschäftliche hinaus in das häusliche Privat- und Familienleben der Beschäftigten und Selbständigen hinein reichen. Die Mikroanalyse der Lebenswelten erfasst teils Transformationen, die „vor Ort“ unmittelbar als Folge einer neoliberal gewendeten Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik des aktivierenden Sozialstaates mit seinen Reformen der *Agenda 2010* spürbar werden (vgl. Lehnert 2009). Teils sind sie aber auch Folge generellerer globaler Krisen.

#### Aus der Krise: Anforderungen durch Ökonomisierung

Die aktuelle Wirtschafts- und Finanzkrise, wie sie mit dem Zusammenbruch des Immobilien- und insbesondere des Immobilienfinanzierungsmarktes in den USA ihren Anfang nahm, war während der Feldforschungsphase auf ihrem Höhepunkt und in allen gewählten Forschungsfeldern hautnah spürbar. Einige der Einzelprojekte, die sich im ersten Halbjahr 2009 durch die Feldkontakte herauskristallisierten, erfassten individuelle und milieuspezifische Strategien und Taktiken im Umgang mit den arbeits- und lebensweltlichen Auswirkungen der globalen Krise. Diese treten in den in diesem Band beschriebenen Projekten in Form von betrieblichen Umstrukturierungen als Reaktion auf weitere drohende Umsatzeinbußen, von Maßnahmen wie Kurzarbeit oder Entlassungen von Leih- und Zeitarbeitern zu Tage. Letztere dienen Unternehmen als Arbeitskraftressource und sollen Veränderungen des Marktes noch flexibler und rascher abfedern. Von Seiten der Stammebelegschaften werden sie gleichzeitig, in Krisenzeiten verschärft, als Konkurrenz wahrgenommen und tendenziell ausgegrenzt.

Auf Umstrukturierungen angewiesen zeigten sich im Lernforschungsprojekt besonders Familienunternehmen und Firmenniederlassungen in der Peripherie. Krise ist in doppeltem Sinne das Leitmotiv des Beitrags von *Olga Reznikova* über einen Handwerksbetrieb in München, der seit Generationen Bilderrahmen herstellt und inzwischen Konkurrenz durch „Billigrahmen“ aus China bekommen hat. Kurz vor dem drohenden Konkurs gab es Entlassungen, zum Zeitpunkt der Feldforschung wusste keiner, ob noch weitere folgen würden. Die verbliebene Belegschaft erlebte - in dieser Situation bereits stark verunsichert - die Einführung eines neuen, subjektivierten Arbeitsregimes durch den Juniorchef als krisenhaft. Dieses nämlich läuft dem arbeiterlichen Verhaltenskodex zuwider und zieht dementsprechend widerständige Praxen der Belegschaft nach sich. Die Vergangenheit der Fabrik wird in den Erzählungen der Beschäftigten zur Projektionsfläche für eigene Vorstellungen von angemessenen Zuständigkeiten im Arbeitsablauf und für eigene Sicherheitsbedürfnisse und Grenzsetzungen in der Arbeitswelt.

Auch die Reportage von *Manuela Höllmüller* zeigt, wie Facharbeiter in der Produktion ständig um ihre durch die Krise gefährdeten Arbeitsplätze bangen. Wie ein Damoklesschwert hängt die Schließung ihrer oberbayerischen, an der Peripherie angesiedelten Firmenniederlassung eines

internationalen Konzerns aus dem Bereich Maschinenbau über ihnen. Mit der inzwischen verordneten Kurzarbeit machen sich Lähmung und Zukunftsängste an einem alteingesessenen, ehemals als „sicher“ geltendem Arbeitsort breit. Der Betrieb nämlich ist es, der den Männern und ihren Familien in der kleinen oberbayerischen Gemeinde seit Generationen Lohn gibt und Identität verleiht.

Begleitet wurden im Rahmen der Feldforschungen jedoch nicht nur Akteure, die als Arbeiter oder Angestellte in der betrieblichen Hierarchie im unteren Bereich angesiedelt sind. Anhand des Besuchs im Arbeits- und Freizeitumfeld von selbständigen Finanzberatern in einer Großstadt, die trotz Wirtschaftskrise floriert, konnten in *Thomas J. Heids* Beitrag Strategien nach wie vor finanziell Begünstigter in leitenden Funktionen analysiert werden. Die von ihm porträtierten Finanzberater versuchen, mit Hilfe von Hochglanzbroschüren, ihrer spezifischen *social skills* und entsprechender Rhetorik Kunden, die durch die Finanzkrise verunsichert und durch Finanzdienstleister vielfach geschädigt sind, durch Vertrauens- und Überzeugungsarbeit bei der Stange zu halten oder neu an sich zu binden. Ungebrochen scheinen die porträtierten Berater auf sich und ihre Anlagestrategien zu setzen und vertrauen dabei nach wie vor der diskursiven Logik und Evidenz des individuell vorgerechneten Lebensrisikos, um dieses dann mit einem maßgeschneiderten Sicherheitskonzept zu managen. Dieses so beim Kunden weiter aufgebaute Sicherheitsbedürfnis und Vertrauen setzt angesichts des generellen Verlustes von Vertrauen potenzieller Kunden in Finanzanlagen offensichtlich mehr denn je bei der „vertrauenswürdigen“ Person des Beraters an. Dieser scheint, sich selbst inszenierend, die Sicherheit seiner Produkte zu „garantieren“; die Person stellt sich hier selbst als substantieller Teil eines Sicherheitsregimes auf den Prüfstand. Diese in der Krise verstärkte kompensatorische Personalisierung des Anlageberatungsgeschäfts scheint die Selbstsicherheit der Berater geradezu zu steigern.

*Thomas J. Heid* geht in seinem Beitrag damit der Frage nach, wie diejenigen die Finanzkrise überstehen, die sich bisher zu den Gewinnern der Globalisierung zählen konnten. Er zeigt einerseits auf, wie sich die Geschäftsstrategien dieser Finanzberater durch die Krise verändern. Andererseits identifiziert er herrschende Ideologeme und Träume, Strategien und Praktiken sowie Auswüchse des Anlagekapitalismus. Die Strukturen des flexiblen Kapitalismus, wie ihn beispielsweise Richard Sennett (1998) beschreibt, haben durch eine allgemeine Flexibilisierung der Arbeits- und Lebenswelten zu einer internen Dynamisierung der Finanzmärkte und somit der gesamten Finanzbranche geführt. Der spätmoderne Anlagekapitalismus ist zwar angezählt, jedoch kreativ genug, sich dank findiger Akteure auf der Suche nach neuen Taktiken und Marktsegmenten stets an die veränderten Bedingungen anzupassen und wiederzubeleben.

So geben einige der Beiträge dieses Bandes Antworten darauf, was die aktuelle Wirtschaftskrise für unterschiedliche Akteure bedeutet, die sich durch die globale Ausweitung der Krise weitaus eindeutiger als „Globalisierungsgewinner“ oder „Globalisierungsverlierer“ identifizieren lassen: Die auf Kurzarbeit gesetzten Industriemechaniker am Chiemsee sind vollständig abhängig von den Beschlüssen der Konzernleitung andernorts und, noch grundsätzlicher, von der in der Krise stagnierenden Absatzentwicklung. Zur Zeit des Feldbesuchs schien ihre materielle Sicherheit bedroht, die Planungshorizonte hatten sich verengt, sie bangten um ihre Zukunft und die ihrer Familien, um die Prosperität des Heimatortes. Die Kurzarbeiter fühlten sich

dem globalen Geschehen, das sie selbst vor Ort nicht verantworten und nicht durchschauen, geschweige denn beeinflussen können, ausgeliefert und entsprechend gelähmt. Die Finanzberater dagegen, Vertreter der Branche also, die das Risiko des Anlagekapitalismus und entsprechende Schadensfälle weitaus mehr mit beeinflussten und zu verantworten hatten, bewältigten die Krise durch Rhetoriken der Negierung und Schuld attribution auf andere Berater(firmen) mit „schlechteren“ Finanzanlageprodukten, durch Zweckoptimismus und durch „vertrauensbildende“ PR-Maßnahmen, in deren Zentrum oft nicht mehr das Anlageprodukt selbst, sondern die vertrauenswürdige Beraterpersönlichkeit zu stehen scheint.

Verantwortung und die Fähigkeit, mit Risiko und Krisenfolgen aktiv umzugehen, sind also entlang sozialer Trennungslinien unterschiedlich verteilt, wie auch Sennett (1998) immer wieder herausstellte. Diejenigen, die das Risiko in die Welt brachten, konnten die Krise am ehesten bewältigen. Diejenigen aus der so genannten „Realwirtschaft“ der Produktionssphäre sind am *shop floor* von Entwicklungen des Weltmarkts ebenso abhängig wie die Berater, die jedoch aktives und erfolgreiches Krisenmanagement suggerieren. Die Produktionsarbeiter, die an der Risikoproduktion des Anlagekapitalismus nicht aktiv mitarbeiten, sind also diejenigen, die die negativen Folgen der Krise vorrangig zu tragen haben.

Einige Beiträge dieses ersten Aufsatzblockes im Band zeigen darüber hinaus auch, in welcher Form Arbeitsverhältnisse als „prekär“, das heißt als ungesichert, wenig einträglich, nicht sinnerfüllt oder als Notlösung mit Hoffnung auf ein absehbares Ende, wahrgenommen werden. Während im Bereich der Produktion die Interviewpartnerinnen und -partner beständig um ihren Arbeitsplatz bangen, wissen die von *Julia Grohs* begleiteten Zeitarbeiter um das Ende ihres momentanen Arbeitsverhältnisses und sind gezwungen, ständige Arbeitsplatzwechsel als alltäglich zu betrachten. Ein Zeitarbeitertreff ermöglicht ihnen, die nie zu einer gewachsenen Stammebelegschaft gehören, eine neue Art von Solidarisierung. Diese trägt jedoch die Charakteristika „defensiver Gemeinschaften“ (Sennett 1998).

Erst recht ist das dort der Fall, wo Ein-Euro-Jobs als neueres arbeitsmarktpolitisches Instrument zwar gewisse Chancen auf Tätigsein und soziale Einbindung bieten, eine gesicherte Rückkehr in langfristige perspektivenreiche Beschäftigungsverhältnisse des ersten Arbeitsmarktes jedoch in den seltensten Fällen ermöglichen. Stattdessen tragen diese arbeitsmarktpolitischen Instrumente zur weiteren Erodierung der Erwerbsarbeitslandschaft und zu Friktionen auf dem ersten Arbeitsmarkt bei.

Die von *Anzhela Grigorova* in einer sozialen Einrichtung besuchten Ein-Euro-Jobber, meist Langzeitarbeitslose, schätzen den strukturierten Tagesablauf, den ihnen diese Fördermaßnahme bietet, und die Möglichkeit, in ihrem Minijob soziale Kontakte zu knüpfen. Sie fühlen sich gesellschaftlich aufgewertet. Ihre Hoffnung aber, aus dem Kreislauf der Beschäftigungsmaßnahmen herauszukommen, bleibt unerfüllt – und keiner spricht (mit Ihnen) darüber.

Die Altenpflegerinnen aus dem Projekt von *Petra Schweiger* haben mehr als genug Arbeit und der Arbeitsplatz ist ihnen sicher, aber auch sie sind Anforderungen durch Ökonomisierung ausgesetzt. *Schweigers* Studie zeigt am Beispiel eines von Umstrukturierungen durch einen neuen Träger belasteten Altenpflegeheims, wie die Pflegekräfte kreative individuelle und kollektive Strategien zwischen Anpassung und Eigensinn entwickeln, um ein von ihnen als belastend empfundenen Spannungsverhältnis zwischen Ökonomisierungszwang und „guter Pflege“ auszutarieren. Die Pflegekräfte bewegen sich dynamisch in einem Spannungsfeld

zwischen Effizienz, der eigenen Regeneration und der Pflege sozialer Beziehungen zu Bewohnern, Team und Angehörigen. In der Studie kristallisieren sich drei Typen von Mitarbeiterinnen heraus, die jeweils unterschiedlich auf dem Feld zwischen Ökonomisierungszwängen und „guter Pflege“ manövrieren: die „Akkordarbeiterin“, die „Kommunikatorin“ und die „Selbstbezogene“.

#### Flexibilisiertes Ich. Öffnungen des Privaten

Nicht nur die Pflegekräfte bei *Petra Schweiger* unterliegen Rationalisierungs- und Flexibilisierungsregimes mit ihren jeweils spezifischen Normen. Auch in anderen Einzelprojekten sind die Arbeits- und Lebenswelten der Akteurinnen gekennzeichnet durch Akte des situativen Ausbalancierens von gegenläufigen Handlungsmaximen und Werten. Oft werden hier Körper und Emotionen zum Wirtschaftsfaktor. *Sarah Brauns* Beitrag, mit dem der zweite Block der Veröffentlichung beginnt, zeigt, wie Friseurinnen emotionales Kapital, trainierte Empathie und „Verständnis“ aktivieren und dabei ihre eigenen Gefühle disziplinieren, um die ihrer Kundschaft empathisch „bearbeiten“ zu können: Sie haben ein offenes Ohr für deren häusliche Probleme und entführen die Kunden im Sinne einer kleinen Flucht aus dem Alltag in die sorgfältig komponierte Atmosphäre des Salons. Dort sind Raumgröße, Licht, Farben, Musik, Accessoires und Aufmerksamkeiten in Form von Getränken und kleinen Süßigkeiten aufeinander abgestimmt. Sogar die Stimmlage der Friseurinnen fügt sich in das Ensemble. Deutlich wird in dieser Fallstudie aus einem Friseursalon, wie übergeordnete Diskurse über Dienstleistungsanforderungen in der „Servicewüste“ Deutschland und Ausbildungsprogramme der Friseurschulen und der Betriebe selbst spezifische Arbeitstätigkeiten und Seinsweisen von Friseurinnen formen, die sich im persönlichen Arbeitsethos und Dienstleistungshabitus abbilden. Über den Weg des Gesprächs, in Form dialogisch-explorativer Interaktionen mit der Kundschaft, aber auch über Nichtsprachliches wie etwa Blickkontakt, der bewusst und wiederholt mit den Kunden gesucht wird, wird „emotionales Kapital“ letztlich in ökonomisches Kapital konvertiert.

Emotionale Entgrenzung als Arbeitsanforderung ist häufig gekoppelt mit zeitlichen, räumlichen, sozialen und inhaltlichen Entgrenzungen. Diese stehen im Mittelpunkt des zweiten Blocks: *Flexibilisiertes Ich. Öffnungen des Privaten*. Sichtbar wird, wie Arbeitsplatz und Zuhause, „reale“ und „virtuelle“ Welt, Privat und Öffentlich, informelle und formelle Beziehungen, „Arbeit und Nicht-Arbeit“ (Herlyn et al. 2009) ineinander übergehen, und wie die Einzelnen verschiedene lebensweltliche Sphären kreativ zueinander in Beziehung setzen. Die Möglichkeit zur individuellen Grenzziehung wird im Einzelfall allerdings sehr unterschiedlich erlebt und genutzt.

Das Phänomen der „multiplen Entgrenzung“ (s.o. Anm. 2) ist kein grundsätzliches Novum, wie es in arbeitssoziologischen Veröffentlichungen häufig den Anschein hat. *Kathrin Resch* kann zeigen, wie im grafischen Gewerbe, im Arbeitsumfeld der selbständigen Dienstleistungen der Werbe- und Medienberufe, die Entgrenzung von Arbeits- und Privatleben sowie die Vereinnahmung der ganzen Person bereits seit längerem – im Fallbeispiel von Resch seit einem Jahrzehnt – für die Akteure beiderlei Geschlechts sehr ausgeprägt sind. Gleichzeitig bietet aber genau dieses Arbeitsfeld vielfältige Möglichkeiten, den alltäglichen Lebensstil passgenau zu

eigenen Bedürfnissen und den Bedürfnissen der Familie zu modellieren. Als Fallbeispiel hat Resch eine kundenbezogene Dienstleisterin in einem kleinen grafischen Betrieb gewählt. Diese gestaltet bereits seit mehr als zehn Jahren nicht nur das familiäre Leben, sondern auch das tägliche gemeinsame Arbeitsleben mit ihrem Ehemann, der gleichzeitig ihr Geschäftspartner ist. Resch analysiert die Bewältigungsstrategien ihrer Interviewpartnerin, die Spannungsfelder, in denen sie sich bewegt und die Ressourcen, auf die sie dabei zurückgreifen kann. Auch diese Dienstleisterin muss „Gefühlsarbeit“ (Hochschild 1990) leisten, allerdings in anderer Form als die Friseurinnen in der Studie Sarah Brauns. Als Mutter und Geschäftsfrau muss sie Kindererziehung, (Geschäfts-)Partnerschaft und Kundenkontakt miteinander in Einklang bringen. Sie stützt sich dabei auf andere Frauen, sei es die eigene Mutter oder die Haushaltshilfe, um sich selbst zu entlasten. Diese Praxis der weiblichen Netzwerkbildung entspricht wiederum durchaus den Konventionen und Bewältigungsstrategien in diesem Milieu. Emotional wird das Geschäftliche dabei nach Möglichkeit dem Familiären nachgeordnet.

Dies ist auch bei der Protagonistin des biografischen Porträts der Fall, das Petra Schmidt und Irene Götz erstellen – allerdings zeigt diese Porträtierte das von berufstätigen Müttern hierzu besonders oft zu hörende „schlechte Gewissen“. Mit Blick auf die Subjektivierungsansprüche im Bereich Familienarbeit wird in diesem Projekt die Frage verfolgt, wie sich in einer gewandelten Arbeitswelt neue Leitbilder des Hausfrauenberufs entwickeln. Wie werden die Diskrepanzen zwischen gegensätzlichen Leitbildern und der Alltagsrealität bei flexibilisierter Erwerbs- und Hausarbeit von Akteurinnen verhandelt? Am Fallbeispiel wird ausgeleuchtet, wie Veränderungsprozesse der spätmodernen Arbeitswelt einen neuen, beziehungsweise flexibleren Typus von Mutterfigur und Hausfrau hervorbringen oder zumindest als Ideal im Sinne einer *Gouvernementalisierung* von Hausarbeit erfordern. Dieser Typus der *Total-Quality-Managerin* in Sachen Bildungs- und Hausarbeit trägt die Strategien der Wissensarbeit in die häusliche Sphäre hinein. Er scheint, so das Fazit der Studie, das Leitbild der primär familienorientierten Hausfrau und Mutter zu verdrängen, beziehungsweise steht er im medialen Diskurs konträr zu einem älteren Mutterbild.

Im Fall der Friseurinnen (Braun), der Grafikerin (Resch) und der Familienmanagerin (Schmidt/Götz) stehen die Formen der Selbstführung und -disziplinierung – der eigenen Gefühle, des eigenen Körpers, der eigenen Zeit und Ressourcen – im Mittelpunkt. Erfasst werden aber auch die Spielräume, die sich die Akteurinnen in einer durchrationalisierten und zugleich von gegenläufigen Werten des Kunden- beziehungsweise „Familiendienstes“ regierten Arbeitswelt schaffen und gestalten.

Ausgelotet werden in den Beiträgen somit nicht nur Krisenhaftes, nicht nur die Risiken des Arbeitens „In neuen Zeiten“ für die biografischen Langzeitperspektiven, die Herausforderung der alltäglichen Austarierung der eigenen Möglichkeiten, Bedürfnisse und Notwendigkeiten. Auch die Chancen und Kreativitätspotenziale, die insbesondere die qualifizierteren Wissensarbeiterinnen und -arbeiter nutzen können, sind Thema. Seien es Agenturbetreiber und deren Mitarbeiterinnen (Resch, Seidl), Finanzberater (Heid) oder IT-Spezialisten (Dobrzynska) – sie vor allem verstehen es, die flexibilisierten und entgrenzten Formen des Arbeitens und Lebens zu nutzen und wertzuschätzen. Sie nämlich sind mit entsprechenden sozialen und kulturellen Kapitalsorten ausgestattet und verfügen entsprechend vor allem auch über das spezifische

Wissen, wie sie diese für die aktive und gewinnbringende Gestaltung von Zeit und Arbeit einsetzen können.

Stefanie Seidls Beitrag über „Subjektivierung“ im Arbeitsalltag von PR-Dienstleistern gibt hierzu den intensivsten und analytischsten Einblick. Aufgrund der dort vorgenommenen Begriffsklärungen, die auch für eine Reihe anderer Beiträge relevant sind, eröffnet Seidls Aufsatz den gesamten Projektband. Seidl zeigt Ausprägungen des „Netzwerkens“, das auf Grund des Wegfallens von institutionalisierten Strukturen, die Beziehungsmodi in einer stärker formalisierten Weise zu regeln pflegen, besonders notwendig wird. Dieses Netzwerken bringt soziale Entgrenzung mit sich. Kontakte können häufig nicht mehr eindeutig einer der beiden Sphären Arbeit oder (Privat-)Leben zugeordnet werden. Freizeitaktivitäten werden gemeinsam mit Kollegen unternommen, die gleichzeitig als Freunde wahrgenommen werden. Während dies von den Arbeitenden als unproblematisch, beziehungsweise sogar als angenehm empfunden wird, versuchen sie hinsichtlich ihrer Arbeitszeit doch auch, durch selbst entwickelte Strategien der Entgrenzung „Grenzen zu setzen“.

Magdalena M. Dobrzynskas Berufsporträt zweier Softwareentwickler in einem IT-Unternehmen gibt Einblick in einen spezifischen Arbeitshabitus eines Milieus hoch qualifizierter Wissensarbeiter und deren Lebensstile. Die Entgrenzung zwischen formeller Arbeits- und informeller Lebenswelt ist hier besonders ausgeprägt. Der fordistische Charakter von Angestelltenverhältnissen scheint sich bei der dort geleisteten immateriellen Arbeit in einer freundschaftlich lässigen Atmosphäre aufgelöst zu haben. Die Räumlichkeiten des Unternehmens sind auch irgendwie ein Zuhause, Zeit spielt keine Rolle, wohl aber Geduld, Leidenschaft fürs virtuelle Problemlösen „mit einer zur Schau getragenen Mischung aus *understatement* und fröhlichem Stolz“ (Dobrzynska).

Der Beitrag von Arnold T. Tolnai, der den Projektband abschließt, geht über eine Analyse von *Öffnungen des Privaten* hinaus und stellt *Öffnungen des Intimen* in den Mittelpunkt. Im Vergleich mit allen anderen Fallstudien sind in seiner die Entgrenzungen, die von den Akteuren dem Forscher gezeigt werden, am intensivsten und weitreichendsten. In seiner Fallstudie fragt Tolnai nämlich nach der Bedeutung der virtuellen Welt des Internet für die Alltagsbewältigung von Menschen mit physischem *Handicap*: Welche Umgangs- und Handlungsmuster und welche Interaktionsstrategien physisch behinderter Menschen lassen sich im „virtuellen Raum“ beobachten? Können sie davon in ihrer Alltagswelt profitieren? In diesem Zusammenhang wird die grundsätzliche Frage gestellt, inwiefern hier in spezifischer Weise von einer Verschmelzung der realen und virtuellen Dimensionen auszugehen ist. Auf Basis seiner Beobachtungen und Interviews, die er sowohl *Online*, also mit Hilfe des Computers, als auch von Angesicht zu Angesicht geführt hat, in Kombination mit der Auswertung von Nutzerprofilen, kommt Tolnai zu dem Schluss: Körperlich Behinderte können im virtuellen „Simulationsraum“ Erfahrungen, Fähigkeiten und Kompetenzen erwerben, die zu einem selbstbewussteren Umgang mit der eigenen Identität führen können und sich somit konstruktiv auf den realen Raum übertragen lassen.

Tolnais, auf einer innovativen Methodentriangulation basierende Studie untermauert damit die Argumentation kulturwissenschaftlich-ethnographisch, die bisher überwiegend philosophisch oder sozialpsychologisch geführt wurde: Nachgewiesen wird die Nähe des „realen“ zum

„virtuellen“ Raum. Jener ist hinsichtlich immer größere Nutzerkreise als „weiteres Fenster der Realität“ ernst zu nehmen.

#### Die „große Jobschmelze“ – die Stunde der kulturwissenschaftlichen Ethnographie

Was alle Beiträge verbindet, ist die Auseinandersetzung mit neueren Formen der (Ver-)Nutzung einer gewandelten Arbeitskraft (vgl. z.B. Voß 2010). Dieser wird in der entgrenzten, subjektivierten Arbeitswelt – in manchen Branchen mehr als in anderen – im wahrsten Wortsinne zu Leibe gerückt: Sie wird längst nicht mehr nur im Hinblick auf physische Kraft oder Geschicklichkeit im Umgang mit Maschinen – wie beim angelernten Arbeiter und der angelernten Arbeiterin – oder bezüglich des technischen *Know Hows* – wie bei der Fachkraft der fordistischen Produktionsmaschinerie – genutzt und bewertet. Das selbständige, selbsttätige, teamorientierte Selbst steht auf dem Prüfstand. Es geht um den Einsatz und die marktformige Zurichtung informeller Beziehungen und kommunikativer Fertigkeiten, von Vertrauen, und um Emotionen, die im Kunden- oder Kollegenkontakt entlang normierter Gefühlsregimes zu modulieren oder auch im Sinne der Selbstdisziplinierung unsichtbar zu halten sind. Dieses Management der Gefühle – der eigenen und der der Kunden – ist eine Form der Arbeit, die genderspezifisch markiert, aber auch branchenspezifisch vorgeordnet ist.

Ein weiterer Befund des Bandes: Sehr deutlich wird einmal mehr in den Fallstudien, dass Schicht, Alter, Branche, Qualifikation und nach wie vor Geschlecht, aber auch mehr als bisher Lebensstil und das Vorhandensein von qualifizierten Bekanntschafts- und Arbeitsnetzwerken weitgehend darüber entscheiden, ob die Bewältigung von prekären und subjektivierten Arbeitsformen gelingt. Diese Faktoren sind maßgeblich dafür, ob die neuartigen Arbeitsformen als befriedigend oder eher als belastend erlebt werden. Dabei werden auf einem weiterhin geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkt (Beck-Gernsheim 1981) die reproduktiven Tätigkeiten nach wie vor den Frauen zugewiesen. Ob prekäre Arbeitsverhältnisse überhaupt als prekär, oder vielmehr als Zugewinn an Selbstbestimmung und Kreativität empfunden werden, wird entlang branchen-, milieu- und schichtspezifischer Linien ausgehandelt. In den jüngeren Branchen im Bereich der Informationstechnologie, der netzwerkbasierter Kreativarbeiterin oder des *smarten* Finanzberaters, der seinen Lebensstil und sein Milieu auch als Marktsegment zu nutzen versteht, scheint sich ein neuer Habitus des „homo oeconomicus“ (Schultheis 2007) weitaus leichter durchzusetzen. Für ältere, angelernte und migrantische Arbeiterinnen oder Dienstleisterinnen öffnen sich keine neuen Räume, die sie für sich selbst nutzen können. Vielmehr empfinden sie den von ihnen plötzlich erwarteten subjektivierten und flexibilisierten Habitus als Überforderung oder Ärgernis, da er so völlig anders ist als der klassische Arbeiterhabitus und nicht selten im Widerspruch steht zu ihrem Berufsethos (siehe den Beitrag von Reznikova). Es ist auch kein Zufall, dass sich dort, wo die Subjektivierung mit Rationalisierung und taylorisierter Standardisierung eine feste Verbindung eingeht, vor allem wieder Frauen mittlerer und niedrigerer Qualifikationsniveaus finden, wie etwa in der Pflege und im unteren Dienstleistungssegment der Friseurinnen und Verkäuferinnen (Götz 1997). Sie sind es aus dem reproduktiven Bereich gewohnt, für wenig Geld mit flexibilisierter und verdichteter Arbeit und starker physischer und psychischer Beanspruchung umzugehen.

In diesen fallbeispielhaften Momentaufnahmen aus dem Jahr 2008/09 bestätigte es sich außerdem, dass, etwas zugespitzt formuliert, die „Zwei-Klassen-Gesellschaft“ in der Zeit der globalen Wirtschafts- und Finanzkrise mehr denn je zu Tage tritt. „Die einen fallen sofort in Hartz IV, die anderen sind auf Jahre abgesichert“, beziehungsweise knüpfen wie die hier porträtierten Finanzberater an ihre alten Erfolgsstrategien nahtlos an. Hier trifft offensichtlich die „große Jobschmelze“ vor allem jene, „die der allgemeinen Aufforderung von Wirtschaftspolitikern zu Mobilität folgten“, wie es der *ZEIT*-Autor Kolja Rudzio (2009: 19f.) pointiert formulierte. Denn sie, die als ungesichert Beschäftigte ihre Flexibilität bewiesen haben, fallen jetzt nicht nur als erste aus dem Beschäftigungssystem, sondern auch schneller und härter aus dem gestuften System staatlicher Sozialleistungen heraus.

In der gegenwärtigen Krise zeigt sich, so der Berliner Kulturwissenschaftler Hartmut Böhme, wie sehr „Risikokompetenz und Sicherheitsbedürfnis“ als Leitmotive der Moderne „asymmetrisch verteilt sind“. Sie würden sich zu „Stilen des Lebens“ ausbilden und, so Böhme, die Gesellschaft noch stärker auseinander reißen, „nicht nur ökonomisch, sondern auch mental, soziokulturell und lebensweltlich“. Die Krise zeige in vielfältiger Form, wie sehr die „Standardposition der Moderne, nämlich Fortschritt durch Erhöhung von Sicherheit zu stabilisieren“, nun „Infrage gestellt“ sei. Genau dann, betont Böhme, sind gerade auch die Geisteswissenschaften aufgerufen, die „Problemzonen“ nicht allein den Politologen und Ökonomen zu überlassen. Denn in der gegenwärtigen globalen Krise sind „weit über die Ökonomie hinaus soziale, gouvernementale, politische und künstlerische Prozesse“ von dieser „kreativen Zerstörung“ (Schumpeter) und beständigen Neuschöpfung mit betroffen (Böhme 2009: 35).

Nicht nur die in den Medien kreierten Bilder von Orten und Wegen des Scheiterns, seltener gezeigt auch solche von Widerständigkeit, können Einblick in die Welten von Verlierern und Gewinn(l)ern<sup>4</sup> der Wirtschaftskrise geben. Gerade die geduldige, selbstreflexive und ethnografische Nährungsarbeit in konkreten Handlungsfeldern vermag die Spuren krisenhafter Phänomene der neuen Arbeitswelt aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten. Deutlicher als bisher werden in ihr aber auch eine sich daraus entwickelnde *agency*, kreative Praktiken der Bewältigung und Aneignung, sichtbar, die jedoch nicht, wie häufig der Fall, für neoliberale Argumentationen und Durchhalteparolen verwendet und missbraucht werden (dürfen). Diese durch kulturwissenschaftliche Ethnografie (Warneken 2006) möglichen tiefen und differenzierten Einblicke zeigen die Beiträge unseres Bandes. Er mag dazu anregen, weitere kulturwissenschaftliche Implikationen der verschiedenen, miteinander interagierenden Krisenphänomene – und auch generell der Arbeit in „neuen Zeiten“ – zu erforschen, die sich weit über die Krise im engeren Sinn hinaus nachhaltig wandelt.

4 Letztlich, so Böhme (2009: 31), müssen moderne Gesellschaften ihre Identität auf permanenten und riskanten Wandel, auf Bewegung, Zerstörung und Wachstum einstellen. Wer sich nicht bewegt, wer nichts bewegt, sich an der beständigen Zirkulation von materiellen und immateriellen Gütern nicht beteiligt, verliert. „Wer nur empfangen kann, dem kann befohlen werden. Er bleibt in der Schuld hängen, die ihn durch die (staatliche) Zuwendung getroffen hat.“

## Literatur

- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1981): Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen. Frankfurt am Main/New York.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Eve (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz (frz. 1999: Le nouvel Esprit du Capitalisme. Paris).
- Böhme, Hartmut (2009): Hilft das Lesen in der Not? Warum unsere Wirtschaftskrise eine Krise der Moderne ist. In: Die ZEIT. Literatur. Beilage zur ZEIT 12/ 2009, S. 28-35.
- Bourdieu, Pierre (1998): Prekarität ist überall. In: Ders: Gegenfeuer. Wortmeldungen Im Dienst des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz, S. 96-102.
- Bröckling, Ulrich (2000): Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement. In: Bröckling, Ulrich/Krassmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main, S. 131-167.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main.
- Dörre, Klaus (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jacobsen, Heike/Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Wiesbaden, S. 285-301.
- Götz, Irene 1997: Unternehmenskultur. Die Arbeitswelt einer Großbäckerei aus kulturwissenschaftlicher Sicht. Münster/München.
- Götz, Irene/Lemberger, Barbara (2009) (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main/New York.
- Götz, Irene/Lemberger, Barbara/Lehnert, Katrin/Schondelmayer, Sanna (2010) (Hg.): Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. Frankfurt am Main/New York (in Vorbereitung).
- Gottschall, Karin/Voß, G. Günter (2003) (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag (2. Auflage 2005). München, Mering.
- Hochschild, Arlie Russell (1990): Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt am Main.
- Herlyn, Gerrit/Müske, Johannes/Schönberger, Klaus/Sutter, Ove (2009) (Hg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen. München, Mering.
- Lehnert, Katrin (2009): Wo ist „drinnen“, wo ist „draußen“? Die Wirkung sozialpolitischer Integrationsinstrumente, widerständige Erwerbslose und wie die Medien diese disqualifizieren. In: Götz,

- Irene/Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main, S. 107-136.
- Moldaschl, Manfred/Voß, G. Günter (2003) (Hg.): Subjektivierung von Arbeit (2. Auflage). München, Mering.
- Rudzio, Kolja (2009): Die Große Jobschmelze. In: Die ZEIT 9/2009, S. 19f.
- Schönberger, Klaus/Springer, Stefanie (2003) (Hg.): Subjektivierte Arbeit - Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt. Frankfurt am Main/New York.
- Schulthels, Franz (2007): Der Lohn der Angst - zur Normalisierung von Prekarität im grenzenlosen Kapitalismus. In: Gazareth, Pascale (Hg.): Neue soziale Ungleichheit in der Arbeitswelt. Konstanz.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.
- Voß, G. Günter. (1998): Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 31/3, S. 473-487.
- Voß, G. Günter (2010): Mobilisierung und Subjektivierung. In: Götz u.a. (Hg.): Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. Frankfurt am Main/New York (in Vorbereitung).
- Warneken, Bernd Jürgen (2006): Die Ethnographie populärer Kulturen. Eine Einführung. Wien/Köln/Weimar.